

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 63 (1954)
Heft: 8

Artikel: Von Thussi, Gustl, Kurti und andern Kindern
Autor: Reinhard, Marguerite
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VON THUSSI, GUSTL, KURTI UND ANDERN KINDERN

VON MARGUERITE REINHARD

Die fast fünfhundert Gastfamilien haben es dem Schweizerischen Roten Kreuz ermöglicht, österreichischen Eltern, deren Heimstätte durch die kürzlichen Ueberschwemmungen gelitten haben, wirksame Hilfe zu bringen. Manch ein Brief einer Mutter an die Schweizer Pflegemutter drückt Dankbarkeit aus, das Kind während der anstrengenden Wiederaufbau- und Reinigungsarbeiten gut aufgehoben und richtig betreut zu wissen. Das Schweizerische Rote Kreuz schliesst sich diesem Dank der österreichischen Eltern an die Schweizer Gastfamilien wärmstens an.

Am 5. Oktober sind unsere jungen Gäste aus den österreichischen Ueberschwemmungsgebieten, die während sieben Wochen ihren ganz persönlichen Eigentum in Familien der ganzen Schweiz ausgebreitet haben, in einem Kinderzug des Schweizerischen Roten Kreuzes heimgekehrt. Wie ein Rinnsal mit einem andern zusammenfliesst und, im Weiterströmen, noch weitere aufnimmt, wie diese zusammen zu einem Bächlein anschwellen, in das von links und rechts weitere Bächlein münden, wie diese allmählich zum stattlichen Bach, ja zum Fluss anwachsen, so gesellte sich, an jenem Ausreisetag, von Westen, Norden und Süden kommend, Kindergruppe zu Kindergruppe, bis sich, von den Freiwilligen des Roten Kreuzes begleitet, alle diese Kindergruppen in Zürich einfanden und die bereitgestellten Wagen des Sonderzuges füllten. 489 Kinder! Kinder mit den unterschiedlichsten Charakteren, Erlebnissen und Gepäckstücken. Viele ein wenig erwartungsbleich; einige still und in sich gekehrt, andre voll glücklicher, lärmiger Gedankenlosigkeit.

Wir hatten die unterwegs noch angewachsenen Kindergruppen aus Biel, dem Emmental, der französischen Schweiz und des Berner Oberlandes auf dem Berner Bahnhof empfangen und hatten auch dem Abschied der in Bern selbst untergebrachten Kinder von ihren Pflegeeltern beigewohnt. Manch ein Kind war uns durch einen Besuch bereits vertraut.

So betrachtete uns die siebenjährige Thussi — sie heisst eigentlich Thusnelda — als letzte Verbindung zum Pfarrhaus am Bielersee, wo sie, auf ihre ganz eigene Art, sieben glückliche Wochen verbracht und von dem sie sich nur schwer zu lösen vermochte. Als sie uns, aus dem Bieler Zuge steigend, erblickte, brachte sie kein Wort hervor, so sehr sassen ihr die Tränen in der Kehle. Später, schon im Zürcher Wagen, warf sie sich uns an den Hals, drückte die tränennasse Wange an unser Gesicht und stiess leidenschaftlich hervor: «Ich möchte

zurück ins Pfarrhaus!» Ins Pfarrhaus! Nicht zur Frau Pfarrer. Nicht zum Pfarrherrn. Auch nicht zur kleinen Pfarrerstochter Therese, an Alter von ihr nicht sehr verschieden, nein, sie verlangte ausdrücklich nach dem Pfarrhaus. Denn dieses Kind hatte, einer kleinen hergelaufenen Katze gleich, von den zahlreichen Räumen und Winkeln des alten Pfarrhauses Besitz ergriffen, in die es sich zurückziehen und seinen Träumen hingeben konnte. Erst waren die Pflegeeltern, die das fremde Kind mit viel menschlicher Wärme aufgenommen hatten, beunruhigt, dann etwas bestürzt gewesen, als ihnen Thussi während der Mahlzeiten das väterliche Haus in den buntesten Farben ausmalte. Dort, in jenem Haus am Donaukanal, gab es, nach Thussis Schilderung, Fluchten schöner Zimmer, Veranden, Gartenanlagen, Reichtum und Pracht. Als dann aber sehr bald der erste Brief der hart arbeitenden Mutter eintraf und der Schweizer Familie von engsten, traurigsten Verhältnissen erzählte — von zwei kleinen Kammern für sieben Personen — da verstand das Pfarrerspaar die innere Not des ihnen anvertrauten Kindes und begriff die sonderbare Aufrichtigkeit seiner Lügen. Von da an liessen beide Thussi so viel wie möglich gewähren und versuchten, ihrem eigenen Kind, das sich auf die kleine Kameradin gefreut hatte, das Wesen des fremden kleinen Mädchens zu erklären. Therese, in der gesunden Frische und Heiterkeit ihres Herzens, überwand die Enttäuschung, überliess Thussi sogar ihre Puppen und streifte mit ihren altbewährten Freundinnen durchs verwinkelte Dorf, spielte mit ihnen die wilden Spiele im Schatten der Steinmauern, die die Weinberge begleiten, und lebte eben ihr gewohntes Leben ohne Thussi weiter. Unterdessen erzählte Thussi, in glücklichem Alleinsein, irgendwo in einem Gartenwinkel oder einer der zahlreichen Stuben den Puppen Märchen oder spann an endlosem Traumgewebe. Ab und zu holte die Pfarrersfamilie das Kind aus der Unterwelt der Träume hinauf ins wirkliche Leben, zu einem Aus-

flug, zu einem Besuch in Bern, doch immer überliessen sie es dann wieder, wie in heimlichem Einvernehmen, einem Winkel und den Träumen. Denn das merkwürdige Kind schöpfte aus dem Alleinsein so viel Kraft, dass es von Tag zu Tag mehr aufblühte.

Ganz anders war der Gustl, der uns am Bahnhof Bern, allerdings ein klein wenig bleich — «I hob Abschiedsweh» — doch immer noch recht heiter als alte Freunde begrüßte. Das Abschiedsweh war wohl schuld daran, dass wir ohne kameradschaftlichen Stoss davankamen. Gustl hatte herrlich unbeschwerte Wochen in Biglen verbracht. Die heitere Klarheit seines Bubengesichts, seine freimütige Art, jede Befangenheit zu verscheuchen, sein herzstärkendes Lachen und die drollige Sprache hatten ihm schon am ersten Tag die Herzen «seiner» Schweizer Familie erobert. Als wir zum Besuch in die einfache Stube traten, erwärmte uns sofort — trotz strömendem Regen vor den Fenstern — eine mit Heiterkeit beschwingte Luft bis ins innerste Herz. Solche Heiterkeit strahlte aus dem fülligen Gesicht der hüftenrundlichen mütterlichen Frau, solche Heiterkeit tropfte wie Lichtregen über Stirn und Wangen der kleinen Liselotte, sie blitzte aber vor allem aus Gustls dunklen Augen, aus dem lichten Kranz der Haare, aus dem ganzen bewegten Bubengesicht, über dem der Zauber der Gassenbubenjahre lag. Wir mussten einfach mitlachen, ob wir wollten oder nicht. Wir dehnten den Besuch aus, fühlten uns wohl und genossen das heitere Einvernehmen, das zwischen den drei in der Stube herrschte. «Ich werde Gustl vermissen», sagte die mütterliche Frau. «Mein eigener Bub... ich wünschte ihm nur halb so viel Leben, nur halb so viel gesunde Frische... wir haben ihn in die Berge bringen müssen... schwache Brust... der Gustl... er würde uns allen gut tun... auch der Liselott... sie hat sich sehr an ihn gewöhnt.» Dem Gustl ist überall wohl. Er freute sich, heimzufahren; denn er wohnt in Pöchlarn an der Donau, in aller nächster Nähe des Bubenparadieses der Donau-Auen. Grossmütig gab er zu, dass er gern in Biglen weilte. «Aber zuhaus sind die Freunde... I werd schreiben», tröstete er.

Resi ist Gustls Schwester, und wir fanden sie im untern Stock des gleichen Hauses: ein schüchternes, stilles Kind, vom heiteren Bruder sehr verschieden. Als Antwort auf unsere Fragen erhielten wir nur schräge, scheue Blicke. Auch im Zuge sass Resi still und sehr allein.

Bei einigen Kindern war es nicht schwierig, herauszufinden, worunter sie in ihrem jungen Leben schon gelitten hatten. So kehrte das Gespräch der dreizehnjährigen Erika, so sehr wir uns darum bemühten, sie sachte davon wegzuführen, immer wieder auf die Nahrung und deren Zubereitung zurück. Sie stammt aus einer Flüchtlingsfamilie mit sieben Kindern; als ältestes Mädchen hatte sie die Sorgen der Mutter, die vielen hungrigen Mägen zu füllen, in manch einem besonders harten und

tragischen Lebensabschnitt des Flüchtlingsdaseins teilen müssen. So war es nicht verwunderlich, dass sie, aus tiefstem früherem Erleben und in merkwürdigem Zwang, den Schweizer Pflegeeltern immer wieder betont darlegen musste, welche Unmengen von Nahrung ihre Geschwister verschlängen. Hier in Bern genoss sie das sorgfältige Zubereiten der Speisen in einer kleinen Familie, die nur aus ihr selbst und den Pflegeeltern bestand. Was ihr besonders mundete, bedachte sie mit gesteigerter Aufmerksamkeit: «Wie kochst du das, Tante? Darf ich dir zuschauen?» — «Darf ich das auch einmal selbst versuchen?» — Apfelkuchen, Zwetschgenkuchen, Rösti, Spaghetti nach napolitanischer Art, alle diese Herrlichkeiten lernte sie kochen und freute sich darauf, der Mutter die frischerworbenen Kochkünste nach Rückkehr vorführen zu können. Sie wollte aber auch die Tante mit Kenntnissen beschenken. «Weisst du, wie man Zwetschgenknödel kocht? Nein? Ich zeig' es dir.» Auf einmal war Tante die Schülerin geworden, und das magere, hochaufgeschossene Mädchen bereitete eifrig Knödel zu und konnte den Mittag kaum erwarten, um im Gesicht des Onkels zu lesen, ob ihm die neue Speise mundete.

Ein jedes Kind brachte nicht nur die Probleme und Eigenschaften seines Lebens in Oesterreich mit, sondern erfüllte auch sehr bald jene der Pflegeeltern, nahm eifrig an deren Leben teil und lernte, wo der Beruf des «Onkels» zuhause ausgeübt wurde, auch jenen kennen. Auf solche Art erhielt die neunjährige Irmgard Einblick in die ganze Fischzucht ihres Pflegevaters und durfte beim Aussetzen der Sömmerlinge dabei sein. Wichtig gab sie uns Einzelheiten: «Und wenn alle Sömmerlinge aus einem Graben in grosse Kübel geschöpft sind, hebt man sie ins Boot und fährt langsam dem Ufer des Flusses entlang...» «Und schüttet die Fischlein ins Wasser», fuhren wir fort. «Nein!» Welch unglaubliche Torheit! «Das darf man doch nicht! Man darf sie doch nicht alle auf einmal ins Wasser schütten. Tausende und Tausende und Tausende! Wie sollten sie leben können! Nur ganz wenige auf einmal schöpft man in den Fluss: zwei, drei, vier. Sie fänden ja sonst keinen Unterschlupf, keine Wohnung!» «Ja, ist denn der Fluss wie eine endlose Strasse mit einem Häuschen am andern, und jedem Häuschen werden einige Bewohner zugeführt?» Irmgard strahlte über den Vergleich. «Ja, wie eine Strasse!» Dann kramte sie die Schachteln hervor, in die sie alles hübsch verpackt hatte, was sie heimbringen durfte: neue Kleider, die ihr die Schweizer Tante selbst genäht hatte, ein kleines Geschenk für jedes Familienglied, Schokolade, ein begonnenes Strickzeug mit Anweisung und genügend Wolle, weitere aufhebungswürdige Gegenstände aus Feld, Wald und vom Flussufer. Geschenke spielten bei allen Kindern eine grosse Rolle, und wir mussten sie uns überall, wo wir zu Besuche weilten, ansehen. Die Margret zum Beispiel war vom ganzen Haus beschenkt worden. Das war nicht zu verwundern:

denn sie war ein ganz besonders sonniges Kind. Mit vertraulich herzlichem Gebärde hiess sie uns willkommen. «Margret hat mir all meine Fürsorge mit ihrer Liebe und Zärtlichkeit tausendmal vergolten», sagte die Tante.

Ja, die «Ueberschwemmungskinder» waren fast überall Angelegenheit sämtlicher Hausbewohner und sogar der Nachbarschaft geworden. So hatte der Kurti frei und selbstmächtig von der ganzen Siedlung, deren Strassen all die denkbarsten Vogelnamen tragen und deren Häuser und Gärtehen zu diesen Namen passen, Besitz genommen. Er kam uns mit zwei prächtigen Skyterriers entgegen, die er sich aus irgendeiner Vogelstrasse geholt hatte, um sie im nahen Wald spazieren zu führen. Nun band er sie unterdessen an einen Zaun und brachte uns ins Haus seiner Pflegeeltern, das — man wurde dessen sofort gewahr — vom ersten Augenblick frischweg auch *sein* Haus gewesen war. Es gehörte zu Kurtis Wesen, überall das Gegenwärtige zu ergreifen, er war stets ganz dem Augenblicke hingegeben und brachte der lieben weisshaarigen Frau in Bern, die für sein ungestümes Wesen das ganze Verständnis einer mütterlichen Frau aufbrachte, die gleiche stürmische Liebe entgegen wie der eigenen Mutter. Nur ab und zu streckte sie die Hände schützend aus, wenn er sich allzu heftig an ihre Brust warf, auf ihren Schoss sprang, um sich im nächsten Augenblick aufs Kanapee zurückzuschleunigen, das so wunderbar federte. Kurti befand sich ständig in Bewegung. Mühsam hatten wir ein Gespräch angebahnt, als Kirchenglocken und Musik ertönten. Mitten in einem Sprung blieb Kurti bockstill: «E Leich», flüsterte er hingerissen. Dann drängender «E Leich! Darf i gehn?» Ach, diese

herrliche Vielfalt des Lebens! Hunde vor dem Tor, Kinder im Nachbargarten, Musik, ein Begräbnis, alles musste erlebt, gesehen, gekostet werden. «So geh halt, Kurti.» Aber Kurti war schon nicht mehr da. Aufatmend strich sich die Pflegemutter eine weisse Strähne aus der Stirn: «So ein wilder, lieber Bub!»

Irgendwo am Waldrand sahen wir ihn wieder; er begrüßte uns lärmend. «Freust dich aufs Heimfahren?» fragten wir. «Ja, o ja!» Er strahlte. «Und Tante und Onkel hier in Bern?» «Ich werd' zurückkommen. I freu mi schon drauf.»

Wie der Monika und der Valerie, wie dem Peter und dem Toni, so hat auch allen andern in Bern untergebrachten Kindern der Empfang beim österreichischen Gesandten einen tiefen Eindruck hinterlassen. Denn dieser hatte den entzückenden Einfall gehabt, die kleinen Oesterreicher zusammen mit ihren Pflegemüttern und deren Kindern zu einem Kinderfest einzuladen. «Kuchen gab es, Kuchen, so gross wie Wagenräder, immer wieder neue Kuchen, und Schokolade in grossen Tassen und obendrauf einen Berg von Sahne.» — «Schau, was ich dort gekriegt habe! Ein Domino. Ich hab ein Los gewonnen!» Alle Kinder hatten ein Los gewonnen, und alle Kinder zeigten uns das Spielzeug, das sie heimtragen durften. In den Räumen und Gärten der Gesandtschaft lernten sich auch die Pflegemütter kennen, und manch ein Gruss ging bei unserem Besuche hin und her.

Nun haben die freundlich besorgten Pflegeeltern Abschied genommen; in vielen Fällen war dieser Abschied schwer. Ob wohl schon die ersten Briefe von Thussi, Gustl, Kurti und all den andern Kindern eingetroffen sind?

EINZAHLUNGSSCHEINE LEBEN

Einzahlungsscheine sind keine toten Papiere; ein jeder hat seine Vorgeschichte, ein jeder ist mehr oder weniger lebensunmittelbar. Nach einer Katastrophe durchmessen Gedanken die Länder, die Welt wird zu einem einzigen dünnwandigen Haus, und eine ganz eigene Art des Gesprächs beginnt. Die Einzahlungsscheine, jene kleinen grünen Papiere, sind sichtbarer, tastbarer Ausdruck jener Gespräche im überpersönlichen Geschehensraum geworden. Für uns bedeutet das Erkennen des Hintergrunds eines jeden Einzahlungsscheins immer wieder Erlebnis.

Welch eingehendes Besprechen, Verzichten, welch eine Fülle von widerstreitendsten Gefühlen vermittelt der Einzahlungsschein mit Fr. 460.— für die Ueberschwemmungsgeschädigten Oesterreichs, der uns von einem Kinderheim mit der Notiz zugekommen ist: «Unseren Betrag wollen Sie bitte

für notleidende Kinder verwenden, da wir auf unsere Ferienreise verzichtet haben, um ihn überweisen zu können.» So haben zahlreiche Männer, Frauen, ja ganze Familien auf Ferien verzichtet, um helfen zu können. Leitung und Personal vieler Unternehmungen stellten einen Tagesverdienst oder die durch Ueberstunden verdienten Beträge zur Verfügung. Auf der Rückseite eines Einzahlungsscheins steht zum Beispiel «Damen- und Herrensalon X: Sie erhalten für die Ueberschwemmungsgeschädigten die gesamten Tageseinnahmen des durch das Los bestimmten 22. Juli.»

Von der kantonalen Strafanstalt St. Gallen trafen Fr. 652.— mit folgenden Worten ein: «Auch hinter die Mauern unserer Strafanstalt ist die Kunde von den verheerenden Hochwasserkatastrophen in unseren Nachbarländern gedrungen, und die Ge-